

2. Weihnachtsfeiertag, Predigt Jes 7,10-14

Jes 7,10-14: Und der HERR redete abermals zu Ahas (König in Juda und Jerusalem, das gerade von feindlichen Truppen belagert war) und sprach: Fordere dir ein Zeichen vom HERRN, deinem Gott, es sei drunten in der Tiefe oder droben in der Höhe! Aber Ahas sprach: Ich will's nicht fordern, damit ich den HERRN nicht versuche. Da sprach Jesaja (Prophet in Juda und Jerusalem): Wohlan, so hört, ihr vom Hause David: Ist's euch zu wenig, dass ihr Menschen müde macht? Müsst ihr auch meinen Gott müde machen? Darum wird euch der HERR selbst ein Zeichen geben: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie nennen Immanuel (das ist Hebräisch und heißt auf Deutsch: „Gott mit uns“)

Liebe Gemeinde,

das erste Mal ist mir das „Gott mit uns“ in den Erzählungen meiner Großmutter aus der Zeit des ersten Weltkriegs begegnet, den sie als Mädchen miterlebt hatte.

„Gott mit uns“ – so erinnerte sie sich und gab es an mich, ihren Enkel weiter – „das stand auf dem Koppelschloss meines Vaters, als der in den Krieg musste nach Frankreich. Das hatten damals alle deutschen Soldaten auf ihrer Gürtelschnalle stehen. Und als mein Vater am Ende des Krieges wiederkam, sagte er: „Nach all dem, was wir den Franzosen angetan haben, kann ich's nicht verstehen, wenn je wieder ein Franzose mit einem Deutschen spricht.“

„Gott mit uns!“ Konnte das tatsächlich so gewesen sein?

Später im Studium erfuhr ich, dass dieses „Gott mit uns“ auch auf den Koppelschlössern der französischen Soldaten stand, nur eben auf Französisch: „Dieu avec nous!“

Uns heute ist hoffentlich klar: Gott war weder mit den Maschinengewehren der einen noch mit denen der anderen! Er lässt sich nicht einspannen für Krieg und Gewalt. Er hat nicht die Kanonen gesegnet, auch wenn das auf beiden Kriegsseiten die Pfarrer damals fleißig getan haben.

Aber wo war Gott dann?

Und - wie kam es überhaupt dazu, dass damals fast alle Soldaten auf den Schlachtfeldern des 1ersten Weltkriegs dachten, dass Gott mit ihnen sei, ja fast alle Menschen in Europa?

Dazu müssen wir weit in die Geschichte zurückgehen, bis zur Schlacht an der Milvischen Brücke im Jahr 312, die Konstantin gewann. Er war mit seinen Soldaten aus Trier nach Rom gezogen, um gegen Maxentius zu Felde zu ziehen. Der war eigentlich ein „Mitkaiser“ des römischen Reiches, sozusagen ein „Kollege“ Konstantins, hatte sich aber in Rom als Alleinherrscher des ganzen Reiches ausrufen lassen.

Die Truppen des Maxentius waren zahlenmäßig denen des Konstantin weit überlegen. Der aber hatte seine Soldaten das Christuszeichen auf die Schilde malen lassen, das „Chi-Ro“, und als die Truppen des Maxentius das sahen, wichen sie zurück, Konstantin gewann die Schlacht. Später wurde erzählt, er habe am Tag vor der Schlacht das Christuszeichen am Himmel gesehen und eine Stimme gehört, die sagte: „In diesem Zeichen wirst du siegen“.

An dieser Stelle war der Immanuel, der „Gott mit uns“, zum himmlischen Feldherrn geworden.

Fast 200 Jahre später, im Jahr 497, ereignet sich in der Schlacht bei Zülpich zwischen den Franken unter ihrem König Chlodwig und den Alemannen ganz Ähnliches.

Von den Alemannen schon fast besiegt, soll Chlodwig sich in größter Not an Christus gewandt und ihm versprochen haben, sich taufen zu lassen, wenn Christus der Mächtige sei, als den ihn seine Frau Chrodechilde immer bezeichnet habe, und ihm helfen würde. Prompt habe sich das Schlachtenglück gewandt, die Alemannen wurden besiegt und Chlodwig ließ sich taufen; mit ihm viele weitere Franken.

So kam es, dass der Christusglaube, der anfangs keine aktiven Soldaten aufnahm, weil diese beruflich das 5. Gebot brachen, zu einer militarisierten Religion wurde: Das „Gott mit uns“ stand mal mehr, mal weniger deutlich ab jetzt über den Schlachtfeldern Europas.

Nur: Wenn Gott es wirklich noch so gewollt und so gemacht hätte – dass er vor allem als Kriegsherr die Geschichte lenkt, dann säßen wir heute nicht hier. Denn dann hätte es Weihnachten nicht gebraucht. Dann hätte es dabei bleiben können, was das Alte Testament an etlichen Stellen so beschreibt: Dass Gott mit seiner Hilfe im Krieg oder Verweigerung eben dieser Hilfe seinem Volk jeweils deutlich macht, ob es auf dem richtigen oder auf dem falschen Weg ist.

Aber diesen Weg hat Gott von sich aus aufgegeben und einen anderen gewählt: Er wurde Mensch. Er machte von sich aus mit uns Menschen Frieden in seinem Sohn Jesus Christus und zeigte uns, wie wir Frieden machen können untereinander.

Hätte Gott weiter vor allem als Schlachtenlenker handeln wollen, hätte er es sich sparen können, als Kind in der Krippe auf diese Erde zu kommen, als unsteter Wanderprediger von Ort zu Ort zu ziehen, und schließlich am Kreuz auf Golgatha zu sterben.

Aber Gott wollte es sich nicht ersparen; er wollte uns den Frieden, seinen Frieden, bringen: Schon hier und jetzt und nicht erst, wenn alle Soldatenstiefel und –mäntel verbrannt werden, wie es eine Prophezeiung bei Jesaja im 9. Kapitel verheißt.

Auf den Feldern von Bethlehem erfahren die Hirten als erste:

Der Friede, den dieser Heiland bringt, ist keiner, der mit Waffen errungen werden kann.

Er fängt da an, wo Menschen sich sagen lassen: „Fürchtet euch nicht!“ Denn: Kommt nicht sehr viel Gewalt letztlich aus der Angst?

Gottes Friede fängt da an, wo Menschen sich wie die Hirten auf den Weg zur Krippe machen, wo sie das Entscheidende, das Wichtigste für ihr Leben nicht bei sich suchen, sondern bei Jesus Christus.

Und er fängt da an, wo Menschen das Wort vom Friedefürst ausbreiten und versuchen, ihm so gut sie können nachzueifern.

Menschen, die so geglaubt und gelebt haben, konnten durch alle Jahrhunderte hindurch den „Immanuel“ erleben. Sie konnten erfahren: Gott ist mit mir.“ Christus steht mir zur Seite legt seinen Arm um mich in meiner Angst und begleitet mich hindurch.

Mit ihm an meiner Seite verliere ich das Entscheidende nicht aus dem Blick;

mit ihm an meiner Seite bekomme ich die Kraft für den nächsten Schritt,

mit ihm an meiner Seite kann ich auch in den Tod gehen, weil er mir das Tor ist zu Gott selbst.

Mit ihm an meiner Seite kann ich den Frieden wagen, den er selber angefangen hat – immer wieder.

Immanuel: Gott mit uns/Gott mit mir:

Das gilt von Gott her für den Kranken, der auf das Kreuz am Fuß seines Bettes schaut.

Das gilt für die Gemobbte, die wegen ihrer Geradlinigkeit und Ehrlichkeit den anderen in der Abteilung ein Dorn im Auge ist.

Das gilt für den Altgewordenen, dem es so schwerfällt, immer mehr auf andere angewiesen zu sein.

Gott mit mir – das heißt nicht: Jetzt geht es mir gut und alles ist o.k.

Gott mit mir, das heißt: Ich kann das, was eigentlich kaum erträglich ist, irgendwie doch tragen; denn der, der mich ins Leben gerufen hat, der ist auch jetzt da und birgt mich in seinen Armen.

Ihrem verängstigten Kind kann eine Mutter sagen: „Komm, steck's Köpfchen unter“ – und so, eng an die Mutter gekuschelt und den Kopf angelehnt, spürt das Kind: Es wird alles gut!

Und wie war das nun mit dem „Gott mit uns“ im ersten Weltkrieg?

Dass Gott als Lenker der Schlachten weder auf der Seite der Deutschen noch auf der Seite der Franzosen war, das ist uns heute selbstverständlich.

Aber wo war er dann?

Ich denke, er war bei den Verwundeten in den Lazaretten und bei den Sterbenden auf den Schlachtfeldern; bei den Familien, die zuhause bangten, bei den Müttern, die um ihre Söhne und den Frauen, die um ihre Männer trauerten –

Nicht bei den Siegenden, sondern bei denen, die von den anderen „für Volk und Vaterland“ geopfert wurden.

Und ich denke, Gott war auch bei dem Menschen, der in einem französischen Kloster vermutlich im Jahr 1912, also 2 Jahre vor Beginn des 1. Weltkriegs, als die europäischen Staaten in ihrem Nationalismus schon auf den großen Krieg zusteuerten, das Gebet schrieb, das später als Friedensgebet des Franz von Assisi bekannt wurde, und das im Geist dieses Heiligen verfasst ist:

Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens,

dass ich liebe, wo man hasst;

dass ich verzeihe, wo man beleidigt;

dass ich verbinde, wo Streit ist;

dass ich die Wahrheit sage, wo Irrtum ist;

dass ich Glauben bringe, wo Zweifel droht;

dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält;

dass ich Licht entzünde, wo Finsternis regiert;

dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.

Herr, lass mich trachten,

nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;

nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe;

nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.

Denn wer sich hingibt, der empfängt;

wer sich selbst vergisst, der findet;

wer verzeiht, dem wird verziehen;

und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.

Wo Menschen in diesem Sinne auch heute beten, da tun sie das ganz im Sinne dessen, den Gott als seinen Immanuel zu uns geschickt hat; der als Kind im Stall zur Welt kam und zu dessen Ehre die Engel gesungen haben: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf den Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens!

Amen